Breslauer

Hausblätter für das Volk.

Verleger und verantwortlicher Redacteur: Pfarrer Dr. J. Wick in Breslau.

№ 28. Mittwoch, den 6. April 1864. II. Jahrgang.

Die **Breslauer Hausblätter** erscheinen jeden Mittwoch und Sonnabend, und sind durch die Kgl. Post-Anstalten für 14 Sgr., in Breslau durch die Colporteure in's Haus gebracht für 12 Sgr. und in den Commanditen für 10 Sgr. pro Quartal zu haben. Inserate werden mit 1½ Sgr. für die gespaltene Petit-Zeile oder deren Raum berechnet und Universitätsplatz 16 angenommen.

[Stand der Welthändel.] Welche Sinnverwirrung bei sonst ganz intelligenten Leuten! In Augsburg perorirte in einer der Versammlungen, wie sie die Nationalvereinler in den Ostertagen überall ausgeschrieben, Dr. Huttler gegen die deutschen Großmächte also: „Jetzt seien die Mächte, welche den Krieg begonnen, vielleicht daran, mit dem Ausland, mit dem Feinde des deutschen Namens, zusammen zu tagen und die rein deutsche Angelegenheit dorthin zu verschleppen, wo nur Verrath für Deutschland zu erwarten sei." Das heißt doch die Dinge auf den Kopf stellen und mit einer Naivität, die wirklich rührend unschuldig aussieht. Denn wohlgemerkt! diese Verdächtigung wird ausgesprochen, nachdem bekanntlich der Herzog Friedrich sich dem „Ausland," dem „Feinde des deutschen Namens," wie Dr. Huttler sagt, mit seiner Sache zu Füßen gelegt, ausgesprochen in demselben Augenblick, wo der Coburger in Paris war und man in Schleswig-Holstein die Stirn hat, offen mit der Herbeirufung Napoleons zur Ordnung der „rein deutschen Angelegenheit" zu drohen, wenn die Großmächte nicht die nationalvereinlichen und demokratischen Tendenzen befriedigen! Es ist kein edles Spiel, die Sünden des Herzogs Friedrich und seiner Genossen auf das Haupt Oesterreichs und Preußens mit einem „vielleicht" zu laden und die bairischen Liberalen stellen sich bloß, wenn sie das thun im Angesicht der Thatsachen, welche sie für ihre Zwecke umkehren. Die Gefahren für Deutschland ruhen in der Partei, welche mit „Deutschthum" coquettirt, aber mit unverkennbarer Vorliebe nach Paris blinzelt, wo der Großmeister der „allgemeinen Volksabstimmung," mit der sie ganz einverstanden ist, sitzt, wo „der Nationalitätsprinzips-Protektor und Landkartenversertiger nach den natürlichen Grenzen" thront, dem sie zujauchzte, als er zur Schmach Deutschlands in Oesterreich Deutschland niederwarf; die Gefahren für Deutschland ruhen da, wo man in unseliger Blindheit an der Zerklüftung zwischen deutschen Ländern und der deutschen Fürsten mit ihren Völkern arbeitet und ein solches zerrissenes Deutschland drängen will, sich Hals über Kopf in Händel zu verwickeln, die nach einem Durchmarsch durch ein Blutmeer möglicherweise mit dem Ruin Deutschlands oder doch seiner vollständigen Entkräftung endigen; die Gefahren Deutschlands ruhen da, wo man für Schleswig-Holstein die feurigste Begeisterung zur Schau trägt, sich dagegen gar nicht echauffirt, wenn der mit der Revolution verbündete Sardenkönig auf Raub gegen des deutschen Landes südlichen Vorort, Oesterreich, ausgeht, wo man erklärt, es liege nicht im Interesse Deutschlands, Venetien gegen den Feind Deutschlands, in dessen Reihen das „Tod den Deutschen" ertönt, zu schützen; die Gefahr Deutschlands liegt da, wo man die Feinde des deutschen Reiches, wie Gustav Adolph, die Feinde des deutschen Volkes, wie Johann Huß, den wüthenden Czechen, glorifizirt, und wo man die mittelalterlichen Helden des deutschen Volkes blos, weil sie katholisch waren, in den Staub zieht; die Gefahr für Deutschland ruht endlich in dem deutschen Antichristenthum, welches das Lebensmark des Volkes ausdörrt und in der revolutionären Propaganda, welche unter dem ausgedörrten Volke Lese hält. Soviel für die bairischen katholischen Liberalen.

Auf dem Kriegsschauplatz hatte der Feldgeistliche Müller eine Riesenarbeit. Sein Pflichtenkreis wies ihm 9000 Katholiken, meist Rheinländer und Westphalen, an. Sein heldenmüthiges Benehmen bei der Schlacht, wo er nach gehaltener Ansprache und ertheilter Generalabsolution sich den größten Gefahren aussetzte, im Kugelregen die Verwundeten mit den hl. Sakramenten versah, und wo bei Spendung der hl. Oelung oft seine Hände vom Blut der Sterbenden benetzt wurden, hat ihm nebst seiner Unermüdlichkeit im Beichthören allgemeine Verehrung erworben. Das Bedürfniß nach einer größern Zahl Feldgeistlichen hat sich aber dringend herausgestellt. Der Zudrang zu den hl. Sakramenten bei den preußischen Soldaten war außerordentlich.

Großes Lob zollt in einem Briefe aus **Gottorp** eine barmherzige Schwester den österreichischen Soldaten. Sie schreibt: „Der österreichische Soldat ist durchweg ein gläubiger Katholik, ein gutes gehorsames Kind unserer h. Kirche, er rechnet es sich zur Ehre an, eine Medaille zu tragen und ist stolz darauf, als ob's ein Ehrenzeichen wäre. Er hat große Ehrfurcht vor allem Heiligen und Religiösen, er ist offen und von guter Gemüthsart, dabei Soldat mit unbegrenzter Hingebung und Begeisterung. Da jetzt zwei öster-

reichische Feldkapläne hier sind, richten wir es so ein, daß auf den Krankensälen abwechselnd wöchentlich die h. Messe gefeiert wird. Eine Schwester geht dann mit der Klingel über die Säle, wo Augenkranke und Genesende sich befinden, um alle zum heiligen Opfer zu versammeln. Heute waren wohl 100 Personen auf dem Saale versammelt; auch fanden sich Alle diesen Nachmittag zum Rosenkranzgebete ein. Um den guten Leuten dazu eine Freude zu machen, sangen wir ein Liedchen, was sie sehr erfreute. Ueberhaupt finden die Schwestern so leicht den Weg zum Herzen, daß wir uns der frohen Hoffnung hingeben dürfen, daß manches gute Samenkorn eine gut zubereitete Erde finde. Die uns übersandten Bücher und Medaillen sind ein wahrer Schatz füruns. Wie sind wir froh, einmal mit katholischen Schriften aushelfen zu können. Die Medaillen verschenken wir in Menge; selbst Protestanten kommen und bitten so inständig darum, daß man's nicht abschlagen kann. Die Einwohner der Stadt Schleswig sind überaus gute Leute; sie sind so einfach und voll Menschenliebe. Sie ehren und pflegen zwar in den Verwundeten ihre Befreier, aber dennoch muß ich oft staunen über ihre Opferwilligkeit. Es hat sich hier eine Lazareth-Commision gebildet aus edlen Herrn und Damen der Stadt. Einige Häuser sind vollständig als Magazin eingerichtet, worin von Morgens bis Abends in angestrengter Thätigkeit gearbeitet wird. Sieben Spitäler beziehen daraus alles für die Pflege der Kranken Nothwendige. Bedeutende Geschenke aus Hamburg, Altona und dem gesammten Deutschland machen es ihnen möglich, gut für die Kranken zu sorgen. Auch für die Genesenden sorgt man, die Commission giebt jedem Kranken, der abgeht, ein Packet Kleidungsstücke mit. So kommt es, daß ungeheure Massen verbraucht werden. Heute sagte mir eine der Damen, daß bereits zwei bis dreitausend Beinkleider verschenkt seien. Hemden sind natürlich in den Krankensälen weit mehr verbraucht worden. So werden uns jetzt täglich 60 bis 65 Flaschen Wein je nach der Kopfzahl der Kranken zugesandt, wie eine Menge Gelee's ꝛc., um es unter die Kranken zu vertheilen. Die Kranken werden hier so gut gepflegt, wie es nur in einem gut eingerichteten Spital geschehen kann. Natürlich war im Anfang großer Mangel, weil keine Spitäler eingerichtet waren. Die Beschreibung, die man uns von den ersten Tagen auf Schloß Gottorf macht, ist wirklich entsetzlich. Auf Stroh gebettet lagen Schwerverwundete 8 Tage lang ohne Decken in kalten Sälen nur mit ihrem Mantel zugedeckt. Selbst noch bei unserer Ankunft waren die Krankensäle nicht geheizt. Wir fanden hier einige Damen aus Altona, die zur Pflege der Verwundeten herübergekommen waren, aber bei Weitem für die große Arbeit nicht ausreichten. Wir pflegen jetzt in 14 Krankensälen 240 bis 250 Kranke, worunter viele Augenkranke; indessen noch immer circa 50 Verwundete und viele an inneren Krankheiten Leidende. — Man sagt uns, nächster Tage würden noch Viele eintreffen. Oft kommen sie unerwartet; erst eine telegraphische Depesche und dann gleich drauf der Transport. — — — — Wir finden uns wirklich hier schon wie zu Hause; wir sind unter den Soldaten wie unter Brüdern, sind wir ja durch Gottes Fügung Soldatenschwestern geworden, sind an unserm Platz und besetzen ihn gern. Wir essen aus der Soldatenküche, wir beten mit ihnen, dienen ihnen und verbinden ihre Wunden. Sie haben sich auch ganz an uns gewöhnt und behandeln uns mit großer Dankbarkeit und zarter Rücksicht. Da wir jetzt hier allein die Pflege haben, unser Aufenthalt sich voraussichtlich aber in die Länge ziehen kann, so richten wir uns klösterlich ein." — —

Aus **Rom** meldet man, daß der hl. Vater in der Basilika des Vaticans den Oster-Ceremonien beigewohnt und unter ungeheurem Zulauf den Segen — wegen des schlechten Wetters — innerhalb der Kirche ertheilt hat. Es scheint also sein Gesundheitszustand wesentlich besser und die Sendung des Grafen Vimercati, eines Vertrauten des König Ehrenmann, aus Turin nach Paris, welche mit der Erledigung des päpstlichen Stuhles zusammenhängen soll, verfrüht zu sein. Wie man behauptet, wolle der Papst vor seinem Tode die „Kirche in Gefahr" erklären, wodurch eine schleunige Wahl ohne Rücksicht auf das Veto der sonst zu hörenden Mächte ermöglicht und gesetzlich würde.

Wie die „Allgem. Zeitung" schreibt, ist den kriegschreienden Italienern vor den Oesterreichern doch sehr bange. Die piemontesischen Offiziere trauen ihren zwangsweise dienenden Soldaten nicht und Einer äußerte sich unlängst: „Glauben Sie mir, diese ganze Bande (sein Regiment) dient nur mit dem größten Widerwillen, hat keinen Sinn für Ordnung und militärische Ehre. Wir sind hier eher Aufseher von Sträflingen als Offiziere; ja diese Hallunken (birbanti) werden bei dem ersten Kanonenschuß auseinander laufen und uns im Stich lassen!" Wenige Augenblicke nach diesem Gespräch defilirte ein Bataillon sogenannter „Mobilgarde" an uns vorüber, gegen welche unser Begleiter noch weit schlimmer zu sprechen war. „Da sehen Sie einmal diese militärische Maskerade! Ist es nicht lächerlich, solchen Leuten Waffen und Uniformen zu geben? Man muß die Oesterreicher für gewaltig dumm halten, wenn man ihnen mit solchem Zeug imponiren will."

Der in **Paris** erschienene, übrigens geistlose Schandroman „Le Maudit" wird dadurch eigenthümlich illustrirt, daß, wie man berichtet, die Logen es sich 500,000 Franken haben kosten lassen, um ihn zu verbreiten. Da auch der Renan'sche Roman in den Logen Ursprung und Stützpunkt hatte, so werden Jene wohl kurirt sein, welche diese geheim operirende Sekte in ihren Grundsätzen für unverfänglich halten. Man kann allenfalls zugeben, daß viele Glieder da vorerst nur angenehme Gesellschaft und Geschäftsprofit suchen, dafür ihre Beiträge zahlen und sonst den blauen Dunst wissen, auch sich nicht viel um die eigentliche Sache kümmern und mit der Kenntniß des Winkels, des Schurzes und der gelben Handschuhe sich genügen lassen. Aber auch das Wenige, was diese von den Sprechern zu hören bekommen, ist nicht dazu angethan, das „christliche Glaubensprinzip" zu stärken, weshalb sich der entchristlichende Einfluß auch bald geltend macht. Wir sagen es mit vollster Ueberzeugung aus gründlicher Prüfung freimaurerischer Reden und Handlungen: die Maurerei

die geistige Gesammtheit steht auf antichristlichem Grunde und dürfte schwerlich in ihrem Gesammtbekenntniß von dem Gott in Christus verleugnenden Roman des „Bruders" Renan abweichen. Wie sehr ist also das verwerfende Urtheil der katholischen Kirche gegen diese Sekte gerechtfertigt! Es ist viel Ausflucht, wenn man die deutschen Logen von den ausländischen trennen und dadurch ein günstigeres Urtheil über sie herbeiführen will. Das ist unstatthaft, weil die Maurerei ein Ganzes ist, unter derselben Oberleitung, mit denselben Tendenzen. Ihr äußeres Auftreten richtet sich nach Zeit und Umständen; die innere Beschaffenheit ist überall der Hauptsache nach dieselbe. Auch befaßt sich die deutsche Loge ebenso angelegentlich mit der Colportage antichristlicher Schriften, als die französische. Warum also erst Maskerade! Katholiken können nicht Maurer sein. Sind sie's, selbst bei sehr mangelhafter Kenntniß von deren Tendenzen, so stellen sie sich doch in bestimmten Widerspruch gegen die Kirche und daß sie des Schuldvollen sich bewußt sind, zeigt ihr Zurückbleiben von den hl. Sakramenten und gewöhnlich auch dem sonntäglichen Gottesdienst. Wer das für unerheblich hält, ist entweder vollständiger Ignorant oder — noch Schlimmeres.

Der **Gustav-Adolf-Verein** zählt in Deutschland 100 Hauptvereine und 1000 Zweigvereine. In Oesterreich hat er sich seit 8. April 1861 über alle deutsch-slavischen Länder verbreitet. Der österreichische Gustav-Adolf-Hauptverein besteht aus zwölf Zweigvereinen; 1) in Wien für Niederösterreich; 2) in Ramsau für Steiermark; 3) in St. Ruprecht für Kärnten; 4) in Triest für Krain und Küstenland; 5) in Wels für Oberösterreich; 6) in Bregenz für Tirol und Vorarlberg; 7) und 8) in Prag und Asch für Böhmen; 9) und 10) in Brünn und Zauchtl für Mähren; 11) in Bielitz für Schlesien und 12) in Lemberg für Galizien und die Bukowina. Außer diesen Zweigvereinen giebt es beinahe so viele Ortsvereine als es protestantische Gemeinden giebt. Sammlungen werden alle Jahre vorgenommen, und die Einnahmen haben sich seit 1861 von Jahr zu Jahr gesteigert und im Jahre 1863 die Summe von 12,641 fl. 75 kr. eingetragen. An den Centralverein in Leipzig wurden 3827 fl. 2½ kr. statutenmäßig abgeführt; das übrige Geld wurde vom österreichischen Hauptverein selbst verwendet. Von den deutsch-slavischen Kronländern scheint also nur Salzburg keiner Gustav-Adolf-Verein zu besitzen. Tirol, das rein katholische Tirol, gehört also nach dieser protestantischen Eintheilung zum Zweigverein in Bregenz. Diese Zahlen bedürfen keiner andern Beibemerkung, als der Frage: „Wo sind denn in Oesterreich die zahlreichen Mittelpunkte des Bonifaciusvereins für die verlassenen Katholiken im protestantischen Norden? Wie lange sollen die Oesterreicher noch zu ihrer Schande theilnahmlos (Linz macht lange schon eine rühmliche Ausnahme,) sich von der kathol. Bewegung in Deutschland ausschließen, als ginge sie außer Oesterreich die ganze Welt nichts an? Wie lange soll noch daselbst die faule Toleranz floriren und die eigene heil. Sache der Gefahr aussetzen? Wie lange wollen die kathol. Oesterreicher noch das Vorurtheil der Dummheit auf solche Weise unterhalten? Und ferner: Schämen sich im weitern Deutschland die wohlhabenderen Katholiken nicht wegen ihrer Theilnahmlosigkeit an dem Bonifacisverein, während am Gustav-Adolf-Verein die ganze protestantische vermögende Welt sich bethätigt und wie bekannt gegen die katholische Kirche bethätigt, indem der Verein sein Augenmerk lediglich auf katholische Gegenden richtet?

[Variationen über das Breslauer katholische Unterrichtswesen.] Wie die Zeitungen melden, ist der hiesige Magistrat wieder daran, ein drittes, selbstverständlich bei langer Gewöhnung, thatsächlich protestantisches Gymnasium aus städtischen Mitteln zu gründen und haben die Stadtväter, welche derartige Bedürfnisse schnell auffassen, mit Magistrat nur über den Bauort differirt. Bekanntlich werden in Breslau schon zwei protestant. Gymnasien neben zwei faktisch solchen Real- und zwei höhern Töchterschulen nebst den immensen Ausgaben für protestant. Kirchensysteme und Elementarschulen aus dem Gemeindesäckel unterhalten. Die betreffenden Ausgaben für „protestantische" Zwecke absorbiren einen erheblichen Theil der ganzen städtischen Einnahmen, der sich jedesmal bedeutend erhöht, wenn außerordentliche Baulichkeiten nothwendig werden, wie dies bei der Reparatur der Elisabethkirche der Fall war und bei dem bevorstehenden Bau der Salvatorkirche aus breslauer Stadtmitteln im Anzuge ist. Die Kommunalmittel, welche aus den Steuern aller Bekenntnisse fließen, kommen also in überwiegendster Weise für „protestantische" Cultus- und Schulzwecke in Verwendung und zwar fortwährend in einer Ungenirtheit, die wahrhaft erstaunenswerth ist.

Magistrat und Stadtverordnete haben bisher für „katholische Cultuszwecke" nur soviel gethan, als sie absolut nicht umgehen konnten. Es kommt gegen das auf protestantische derartige Zwecke verwendete gar nicht in Betracht, so wenig wie eine Bagatelle gegen einen Goldberg.

Aber selbst auf dem „Schulgebiet" sind die aus Stadtmitteln für „katholische Unterrichtszwecke" verwendeten Mittel gegenüber den gegentheiligen ganz winzig. Nur eine Anzahl „Elementarschulen" hat die Stadtobrigkeit etablirt, was sie gar nicht umhin konnte zu thun, weil die Erfüllung der „landesgesetzlichen" Schulpflichtigkeit natürlich erforderte, daß Anstalten vorhanden seien, welche die Gesetzerfüllung ermöglichten. Die Gründung einer Anzahl niederer katholischer Schulen kann daher der städtischen Verwaltung nicht einmal als „besonderes Verdienst" angerechnet werden; es war eine durch die äußerste Nothwendigkeit gebotene und gar nicht abzuweisende Pflichterfüllung, zu der die Staatsbehörde wesentlich mitgewirkt hat, welche nicht dulden kann, daß die Schulgesetze durch irgend welche zu beseitigende Hindernisse für einen Theil der Bevölkerung unerfüllbar bleiben, was der Fall, wenn es an den nöthigen Anstalten mangelt.

Außerdem aber hat die Stadt für das „katholische Unterrichtswesen" hierselbst beinahe soviel wie nichts gethan. Denn daß sie an einigen städtischen Anstalten, die namenparitätisch oder

protestantisch sind, „Religionslehrer" remunerirt, weil diese Anstalten auch katholische Schüler bergen, war staatsgesetzlich geboten und ist zum Theil erst erzwungen worden, wie Magistrat dessen bei der Realschule zum hl. Geist sich zu erinnern belieben wird. Außerdem kommt fast nur noch in Betracht die Anstellung eines katholischen Seelsorgers im Allerheiligen-Hospital, wo übrigens diese Fürsorge für die Kranken, die gewiß auch in der Türkei unter „ähnlichen Verhältnissen und bei gleichen katholischen Rechtsansprüchen" keinen Anstand gefunden hätte, lange genug auf sich warten lassen mußte, während sie die „protestantischen Kranken" von jeher genossen. Damit haben sich die stadtväterlichen Leistungen für „katholische Cultus- und Unterrichtszwecke" bis auf Kleinigkeiten erschöpft, wahrscheinlich, weil die Stadtobrigkeit weitere Bedürfnisse für den katholischen Bevölkerungstheil noch nicht zu erkennen vermochte. Denn bekanntlich wiederholt sich vielorts die Erscheinung, daß die Bedürfnisse der „katholischen Einwohnerschaft" so schwer erkennbar sind, während die der protestantischen mit glücklichem Auge gesehen werden, um ihnen Abhilfe zu gewähren. Manchmal werden sogar manchen Orts protestantische Bedürfnisse, „die noch gar nicht vorhanden sind," vor ihrer Existenz vorauserkannt und für ihre Geburt Wiege und Windeln schon bereit gehalten. Wir haben das zum öftern hier und da erlebt.

Es ist daher gewiß ein Liebesdienst, den wir unseren breslauer Stadtvätern erweisen, wenn wir ihnen das Sehen der breslauer katholischen Einwohnerschaftsbedürfnisse zu vermitteln suchen und sie zuerst daran zu erinnern uns ergebenst erlauben, daß in Breslau neben einigen achtzigtausend Protestanten einige vierzigtausend Katholiken leben und verhältnißmäßige Stadtsteuern zahlen. Da die Katholischen nun nicht blos (Geld-) Beuteltiere sind, sondern sich schmeicheln, bei einer unsterblichen Seele auch Geist und geistige Bedürfnisse zu besitzen, so folgt wohl nach dem natürlichen Menschenverstand, den die Katholiken wirklich auch beanspruchen, daß die Stadtväter, welche die Pflicht haben, für Unterrichtsanstalten in Breslau nach den Gesetzen der Gleichberechtigung zu sorgen, neben dem protestantischen auch dem katholischen Unterrichtswesen aus Stadtmitteln die nach Verhältniß der Einwohnerzahl gleichmäßige Fürsorge zuwenden.

Wenn nun für einige achtzigtausend Protestanten drei bestehende protestantische Gymnasien neben zwei thatsächlich protestantischen Realschulen noch nicht genügen, sondern Magistrat das Bedürfniß nach einem neuen protestantischen Gymnasium mit stadtväterlichem Auge erkannt hat, so dürfte es sich doch wirklich der möglichen Sicht nicht gerade meilenweit entziehen, daß für einige vierzigtausend Katholiken ein Gymnasium nebst keiner katholischen Real- oder höhern Bürgerschule ganz ungenügend sind und daß hier ein doppeltes Bedürfniß für die „katholischen" Unterrichtszwecke der Stadt obwalte, und zwar nach einem städtischen katholischen Gymnasium und einer städtischen katholischen Realschule.

Magistrat und Stadtverordnete werden gewiß nicht auf dem Standpunkte stehen, wovon aus gesehen die Katholiken eine dumme Masse sind, die nur zum Anzapfen bei der Besteuerung in gewissenhafte Berücksichtigung kommen könne, obgleich wir nicht leugnen, daß die breslauer katholische Einwohnerschaft, welche sich jahrelang die Hintenansetzung ihrer paritätisch-berechtigten Forderungen für bessere Wahrnehmung ihrer konfessionellen höhern Unterrichtszwecke gefallen läßt, gerade kein übermäßig günstiges Vorurtheil für ihre „Klugheit" abgelegt hat.

Aber indem wir dies zugeben und eingestehen, die Stadtobrigkeit habe daraus Grund schöpfen können zu der Vermuthung, die Katholiken Breslau's seien etwas verwahrlost und daher eine absonderliche Beeilung, für ihre höhern Unterrichtszwecke große Anstrengungen aus dem Stadtsack zu machen, nicht „dringendes Bedürfniß," so glauben wir doch, daß dies wie immer begründete Vorurtheil nicht ganz ausreicht, um die alte Stadtpraxis in Behandlung des höheren katholischen Stadtunterrichtswesens auch für die Zukunft unverletzlich zu erklären, zumal wir mit Permission der Stadtväter uns der süßen Hoffnung hingeben, dieselben werden der katholischen Einwohnerschaft wenigstens die höhere „Erziehungsfähigkeit" nicht abzusprechen die wohlgeneigte Gewogenheit haben, weil dafür in dem überfüllten einen katholisches Gymnasium, in den von Katholiken ebenfalls besuchten protestantischen Realschulen und dem auch sonst im weitern Preußen bemerkten Zudrang zu den fast überall nicht genügend vorhandenen höheren katholischen Unterrichtsanstalten einige Indicia als brauchbare Beweisstücke beigebracht werden können.

Das Bedürfniß für ein zweites katholisches Gymnasium und eine erste katholische Realschule neben den zwei faktisch protestantischen, dürfte daher ohngefähr so klar sein, wie nach Adam Riese $2 \times 2 = 4$ ist.

Da nun Magistrat und Stadtverordnete in der Erspürung des protestantischen Bedürfnisses nach einem vierten breslauischen resp. dritten städtischen Gymnasium so glücklich gewesen, was liegt näher, als daß sie ihr stadtväterliches Auge anstrengen, um das katholische Bedürfniß gleichfalls endlich zu entdecken und sich alsbald an dessen Befriedigung zu wagen!

Zur Auffindung des katholischen Unterrichtsbedürfnisses in angezeigter Weise dürfte der Stadtobrigkeit, wenn wir uns die Erinnerung erlauben dürfen, auch die Einsicht in ein Gesuch eines zahlreichen Theils hiesiger katholischer Bürgerschaft vom vorigen Jahre behilflich sein, worin die Gründung einer katholischen Realschule neben den zwei protestantischen aus dem Stadtsäckel beantragt wird.

Vielleicht wird durch solche Einsicht dieses Aktenstück aus süßer Ruhe aufgestört, was seiner Gesundheit aber gewiß nicht nachtheilig sein dürfte, da zu langer Schlaf manchmal in Todesschlaf übergeht. Die Stadtväter retten also durch solche Einsicht und resp. Aufstörung möglicherweise das kostbare Leben der Petition, die von der Bürgerschaft, wie uns zu Ohren gekommen, wirklich nicht in der bloßen Absicht verfaßt worden, um mit ihr den magistratualischen Aktenschränken eine Bereicherung angedeihen zu lassen, da sie wußte, wie darin ohnehin schon so viel kostbares Material vorhanden, daß für weiteres kein so dringendes Bedürfniß vorhanden sei, als für die endliche Gründung eines zweiten katholischen Gymnasiums neben drei resp. künftig vier protestantischen und einer katholischen Realschule neben zwei faktisch protestantischen, wo-

den wir uns eines Seitenblickes auf die aus dem „Stadtsäckel splendid hergerichteten protestantischen höheren Töchterschulen" neben Null derartigen „katholischen" kaum enthalten können!!!

Schlußzettel. Wie man sagt, seien viele Stadtverordnete geneigt, zur Gründung einer Simultan-Realschule ihre Zustimmung zu geben, d. h. mit andern Worten nach dem Stande der Simultanschule am Zwinger noch eine dritte faktisch protestantische derartige Anstalt unter dem allerliebsten Prätext zu etabliren, durch diese neue protestantische Schule den Bedürfnissen der Katholiken zu genügen! Wenn diese Herren glauben, damit der Gerechtigkeit und Parität auf die Beine zu helfen, so bedauern wir, ihnen bemerken zu müssen, wie sie sich ungeheuer irren. Mit solchen Kunststücken kann man den Katholiken nicht mehr imponiren. Nur die ehrliche Durchführung des paritätischen Rechts kann hier ferner verfangen.

Zur Naturzeichnung von Schleswig

schreibt ein dort anwesender kathol. Priester u. a. im Sonntagsblatt für kathol. Christen: Wir betraten den Boden Schleswigs am 10. Februar, gerade am Aschermittwoch, das Land der Angeln zugleich, welche deutsches Blut nach England trugen und es zur Insel der Heiligen machten. Hier also der Ort, so rief es uns zu, wo der heil. Ansgar gelebt, gewandelt, gelehrt, — hier der Ort, wo er Netze strickte, um sich und die Missionäre zu ernähren, hier der Ort, wo er zu Heideby die erste Schule mit zwölf Knaben eröffnete, das erste Kirchlein baute, — hier die Schlei, wo er die Heiden taufte. Hier, wo in den Hospitälern viel gewirkt werden, hat der heil. Ansgar die ersten Hospitäler errichtet; hier war er, wie Rimbert sagt, Licht den Blinden, Fuß den Lahmen, Vater den Armen; hier, wo die Barmherzigkeit sich den Verwundeten widmen soll, hat der Heilige selbst den Armen die Füße gewaschen. Hier war es, wo er die Sklaven freikaufte; hier hat der heil. Rimbert durch Gebet die Kette einer christlichen Ordensfrau gesprengt, welche auf den Sklavenmarkt zu Schleswig gebracht war, und dann gegen sein Pferd sie ausgewechselt. Was war natürlicher, mein lieber Freund, als daß wir vertrauensvoll uns unter den Schutz des heil. Ansgar stellten! — Doch der Aschermittwoch, das dichte Gewimmel von Schneeflocken, die zugefrorene Schlei, sie waren das völlig treffende Bild von jener traurigen Zeit, wo der warme Hauch katholischen Lebens von diesem Lande wich, der gänzliche Abfall von der Kirche und jene traurigen religiösen Zustände eintraten, wie sie gegenwärtig bestehen. Es ist eine betrübende geschichtliche Erinnerung, daß Friedrich I., Herzog von Schleswig-Holstein, welcher bei seiner Thronbesteigung geschworen hatte, die katholische Kirche aufrecht zu erhalten, diesen Eid brach, Gewaltthätigkeit gegen die Katholiken geübt, Bugenhagen aus Wittenberg endlich die Reform vollendete, das kirchliche Gut eingezogen, den Priestern gewöhnlich nur die Wahl zwischen Auswandern und Abschwören gelassen, und daß unter Todesstrafe der Aufenthalt oder Berherbergung katholischer Geistlichen verboten wurde. Die sogenannte Reformation in Schleswig-Holstein, oder vielmehr die antikirchliche Revolution ist eine düstere Seite in der Geschichte des Protestantismus, ein Act der Gewalt. Der Katholizismus wurde ungefähr bis auf die letzte Spur vernichtet; die Gesetze gegen den Katholizismus blieben bis auf die neueste Zeit so finster rigorös, wie in keinem anderen Lande und bestanden fort, als sie selbst in Dänemark gemildert waren. Es durfte bisher nur an drei Stellen ein Geistlicher fungiren, und wurden mit unnachsichtlicher Härte die größten Hindernisse in den Weg gelegt, wo nur irgend ein katholisches Lebenszeichen sich kund gab. Du kannst denken, wie diese großartigen geschichtlichen Gegensätze sich in der Seele kreuzten, und wie neben dem praktischen Zweck der Liebe, den wir verfolgten, auch immer wieder das Universelle des Landes auftauchte und gewissermaßen über dem Ganzen schwebte.

Wie in andern protestantischen Ländern, hat auch der Protestantismus in Schleswig-Holstein ganz naturgemäß seine Stadien durchlaufen. Er war vollständig Landesreligion, durch Nichts gehindert, nirgend weniger als hier durch den Katholizismus beeinträchtigt, durch völlige Grenzsperre, durch die strengsten Gesetze privilegirt. Es kommt also darauf an, wie in drei Jahrhunderten der Protestantismus daselbst seine Aufgabe gelöst hat und würde dies die Arbeit eines Historikers sein. Nach den Erkundigungen, die wir an competenter Stelle eingezogen, sind noch einige ältere Quellenwerke vorhanden, und gab es eine Zeit, wo ein großer Glaubensernst und nicht minder hervorragende protestantische Persönlichkeiten vorhanden waren, deren Namen noch jetzt Klang haben. In neuester Zeit und namentlich seit den letzten 15 Jahren hat das Glaubensleben reißende Rückschritte gemacht. Die ganze Bevölkerung, hoch und niedrig, gesteht dies offen zu und bedauert den religiösen Zustand des Landes. Man erklärt offen, daß nicht nur eine politische, sondern auch eine religiöse Wiedergeburt der Herzogthümer das dringendste Bedürfniß ist. Wir haben darüber Gespräche mit Leuten der verschiedensten Stände gehabt. Fragt man nach den Gründen des Verfalls, so wird die „dänische Regierung" einzig dafür verantwortlich gemacht; und hört man darüber die einzelnen Thatsachen, so ist man verwundert, daß im 19. Jahrhundert noch eine Regierung so thöricht die religiösen Interessen eines Volkes verwunden konnte, wie es von der dänischen Regierung geschehen. In Behandlung Schleswig-Holsteins hat Dänemark vielleicht sogar das Verfahren Hollands gegen Belgien überboten, und sollte man, wenn man an Ort und Stelle die Dinge sich angeschaut, eine Personalunion fast für eine Unmöglichkeit halten, und zwar fast mehr noch aus religiösen, denn politischen Gründen. Welche berufen sind, das Arangement für die Herzogthümer zu treffen, mögen dies nicht aus dem Auge verlieren. Wenn auf Personalunion die Rede kommt, wird mit Entrüstung neben dem politischen sofort auch das religiöse Element hervorgehoben. Wir haben den Schilderungen von der dänischen Geistlichkeit, welche mit grellen Farben in verschiedenen Zeitschriften verbreitet wurden, nicht gut Glauben beimessen können, und die scharfe Färbung wesentlich der politischen Aufregung zugeschrieben; wenn man aber die einzelneen Thatsachen vernimmt, welche z. B. in Schleswig selbst von dänischen Predigern ausgeführt wurden, ihre gänzliche Halt- ja Sittenlosigkeit, wodurch der letzte Funke von Achtung verloren ging, dann muß man allerdings zugestehen, daß dem Lande unendlich viel zugemuthet ist und der

Verfall der Religion die nothwendige Folge sein mußte. Es ließe sich eine vollständige Chronique scandaleuse zusammenstellen; ich will jedoch damit nicht behelligen. Der Protestantismus ist, wie Dir bekannt, in Dänemark völlig aus den Fugen gewichen, das Sektenwesen in üppigster Entwickelung. Wie war es möglich, die geeigneten Männer für die Herzogthümer zu schicken, die einem Volke genügten, welches ein so entschiedenes Bedürfniß für Glauben und Religion hat! Die Prediger wurden zudem nur als politische Figuren betrachtet, welche die Absichten der Regierung auszuführen hatten; und um endlich die politische Thorheit zu krönen, mußte dänisch, d. h. in einer Sprache gepredigt werden, welche das Volk nicht verstand. Bringt ohnehin schon jede politische Aufregung der Religion keinen Nutzen, so kam hier die religiöse Verwirrung hinzu. Jede sonstige Organisation im Kirchenwesen, die ohnehin so mangelhaft im Protestantismus ist, hatte aufgehört; der sogenannte protestantische Bischof in Schleswig war ein Schattenbild; der Staat regierte despotisch wie in politischen, so in religiösen Dingen. Der Protestantismus, angewiesen auf den Staat, kann weniger solche Stöße ertragen, als die katholische Kirche, welche durch ihre eigene Organisation sich erhält. Es konnten daher die betrübendsten Folgen für Glauben und Religion in den Herzogthümern nicht ausbleiben, und bin ich von den traurigen Zuständen auf religiösem Gebiete an Ort und Stelle Augen- und Ohrenzeuge gewesen. Einige Thatsachen mögen Dir genügen.

Wie eine theure Reliquie aus alter Zeit ragt der Schleswiger Dom hervor beiseits der Hauptstraße der Stadt, mit einem kleinen Kuppelthürmchen als Dachreiter, während zwei starke Streber statt der romanischen Thürme die Westseite decken. Mir schienen schwere, schöne Glocken mit dem eigentlichen Domton vorhanden zu sein; doch ihr volles melodisches Geläute habe ich nicht gehört. Ach, zu dieser Sparsamkeit im Glockengeläut, dieser wahren Musik des Volkes, wie ist doch der Protestantismus dazu gekommen? Und wie kann man gar darum hadern und feilschen, wenn nun der Katholik im protestantischen Lande gern ein paar Glöcklein will ertönen lassen, um die Gemeinde zum Hause des Herrn zu rufen! — — Das Gebäude ist herrlich; es wurde, wenn ich nicht irre, kurz vor der Kirchenspaltung vollendet. Es lehnt noch an die Tradition der alten Zeit und hat im Innern die reinen romanischen Linien beibehalten. Das Aeußere ist ein Ziegelbau mit gemischten Steinen und sind selbst die Brüstung und das Maaßwerk in Ziegel ausgeführt. Das Innere ist nicht verwüstet, wie in andern protestantischen Kirchen. Der kunstvoll von einem Künstler in Husum geschnitzte Flügelaltar ist erhalten; nur hat man den Altartisch hinweggenommen; zur Seite steht ein alter Taufstein, den man im Wasser gefunden. Zwei Todtengrüfte sind sehr wohl erhalten und ruht auf den Gräbern das Kreuz, was im Uebrigen vielfach vermißt wird. Der Dom wurde, wenn ich nicht irre, im Jahre 1840 in einfacher Weise restaurirt; ein großartiges Orgelgebäude mit einem, wie mir schien, guten Orgelwerk war an der Westseite aufgeführt; auch der Seitenaltar war geblieben und machte die Kirche überhaupt den Eindruck der Ordnung und Reinlichkeit. Mir stiegen die Erinnerungen an den hl. Ansgar auf und ich kann nicht leugnen, daß eine Wehmuth mich überlief, als ich in dem Dom zusammengestellt fand den hl. Ansgar mit Luther und Melanchthon! — —

Unter diesen Reminiscenzen war der Sonntag Reminiscere gekommen und die Reminiscenzen stürmten von allen Seiten auf mich ein. Ich dachte an den katholischen Sonntag meiner Vaterstadt, an das fröhliche Geläute der Glocken, an das Strömen zur Kirche, an die gefüllten Räume, an das sonntägliche Kleid, welches die ganze Stadt angelegt. Morgens in der Frühe hatte ich das hl. Meßopfer im Rathhaus-Lazareth dargebracht; die barmherzigen Schwestern hatten die hl. Communion empfangen, mit ihnen zugleich mehrere schwer Verwundete. Die liturgische Feier hatte sich allmählich verbessert. Zum Pult diente eine Schachtel mit Leinwand umwunden, an Stelle der dürftigen Leuchter waren zwei dreiarmige Leuchter getreten, die ich in Schleswig gekauft; ein großes Crucifix prangte auf dem kleinen Feldaltar. Die zwölf Schwestern umgaben im Kreis den Altar, eine lautlose Stille herrschte im Saal, und die guten Steiermärker, die es vermochten, richteten sich auf im Bett und wohnten der hl. Messe bei. Der Sonntag Reminiscere war ein schöner Missions-Sonntag in Schleswig, der ein neues Reminiscere in die Seele schrieb. Noch im Halbdunkel kehrte ich in meine Wohnung zurück, und fragte mich: Was wird denn nun der „protestantische" Sonntag in Schleswig sein? — Meine Erwartungen waren nicht zu hoch, nicht unbillig. Das Kriegsgetümmel, die Sorge für die Lazarethe hatte Alles in Anspruch genommen. Schleswig konnte bei der unmittelbaren Nähe des Dannewirk auch ein Schutthaufen sein; denn schon streiften die Kugeln über die Stadt und schlugen in einzelne Gebäude ein; auch konnte der Däne möglicherweise Alles verwüsten, wenn nicht der leichtfüßige Steiermärker so schnell ihm hinter den Fersen gewesen. War es Noth, war es Dankbarkeit, was zu den Kirchen trieb, ich erwartete gefüllte Kirchen, und meine gute Vaterstadt war mir der Maßstab; ja um so mehr erwartete ich gefüllte Kirchen, weil es hieß, ein „Probeprediger" werde auftreten und die erste Predigt halten.

(Fortsetzung folgt.)

Brüderschaft und Pump.

(Anekdote aus dem Leben des verstorbenen Baiernkönigs.)

Folgende allerliebste Anekdote erzählt man aus dem Leben des verstorbenen Baiern-Königs Maximilian. Vor einigen Jahren war König Max in Wien anwesend und verweilte viele Stunden täglich in der Bildergallerie am Belvedere. Einfach bürgerlich gekleidet, erkannte Niemand in dem äußerlich anspruchslosen Mann den König eines Reiches; der Eifer und Ernst, mit welchem er der Betrachtung der Kunstgegenstände oblag, ließ vermuthen, daß er, von Beruf Künstler, Vorbilder großer Meister studire. Ein junger Maler, den ein gleicher Zweck täglich in die Kunstgallerie führte und der den König täglich da erblickte, näherte sich demselben mit jener Vertraulichkeit, welche Gemeinsamkeit der Bestrebungen einflößt, und ließ sich mit demselben in ein Gespräch über Kunst und Kunstgegenstände ein. Die Anschauungen des Königs imponirten dem jungen Mann und entzückt rief derselbe aus, dem König von Baiern die Hand reichend: „Wir müssen Freunde werden!" Der König reichte dem Kunstnovizen die Hand und erklärte, sich glücklich zu schätzen

Freund eines so strebsamen jungen Mannes zu sein; „aber," versetzte derselbe, „Sie müssen noch Vieles lernen!" „Bah," sagte der Künstler, „lasse das Sie bei Seite, nenne mich einfach Du. Ich heiße Huber und Du, wie ist denn Dein Name?" — „Ich heiße Wittelsbach," versetzte der König. „Wittelsbach, den Namen kenne ich nicht, und doch glaube ich eine Kunst-Celebrität vor mir zu haben. In Deinem Alter, mein bester Wittelsbach, muß man es schon zu etwas gebracht haben oder man bringt es nie zu etwas."

„Das gebe ich zu," erwiederte der König, aber die Verhältnisse" —

„Ja die Verhältnisse," unterbrach der Maler. „Du meinst das Geld, das leidige Geld, hat auch bei mir einen Haken. Wenn ich Geld hätte, ich müßte ein Rafael werden."

„An Geld fehlt es mir eigentlich nicht," versetzte der König, aber andere Dinge übten einen mächtigen Einfluß auf mich, die mich von der Kunst, der ich mit Leib und Seele angehöre, abzogen, z. B. die Politik."

„Bah! wer wird denn Politik treiben," erwiederte Huber. „Weißt Du, Bruder, ich möchte bei Dir Etwas pumpen."

„Mit Vergnügen. Wie viel soll ich Dir leihen?"

„Meinetwegen fünf Gulden."

„Aber, Freundchen, ich habe kein Geld bei mir."

„Da geht es Dir gerade so wie mir."

„Wenn Du bis morgen warten willst, will ich Deinem Verlangen nachkommen, ich will Dir, wenn Du willst, mit mehr leihen."

„Ich möchte heute noch das Geld brauchen, denn, mein lieber Wittelsbach, mir geht's schwach, mein Magen knurrt wie ein ungeschmiertes Rad, und Farben kann ich nicht essen."

„Wo wohnst Du?" Der junge Mann nannte seine Adresse. „Längstens Mittags sollst Du das Geld haben, erwarte mich in Deiner Wohnung."

Mit dem Glockenschlage 12 Uhr erschien ein Bedienter in Livree bei Huber. „Herr Wittelsbach," so meldete er, „läßt sich entschuldigen, er kann nicht selbst kommen, doch läßt er Sie grüßen und überschickt Ihnen dieses." Der Bediente legte ein Paket Noten, es waren 300 Gulden, auf den Tisch des erstaunten Künstlers und entfernte sich.

Am nächstfolgenden Tage suchte Huber seinen neuen Freund in der Bildergallerie auf. Der Freund erschien nicht. Ein Saalwärter, an den sich Huber um Auskunft wandte, löste das Räthsel. Als Huber den Namen seines Wohlthäters erfuhr, war er sehr überrascht und entschloß sich, an den König von Baiern seinen Dank abzustatten, doch hütete er sich, ihn Du zu nennen. Die Antwort auf dieses Schreiben folgte bald, es enthielt die Zusicherung einer Jahrespension von 300 Gulden.

Aus einem Münchener Wintervortrage über die Sonne*).

Wollte man mit dem Schnellzug per 7 Meilen die Stunde eine Vergnügungsreise — jetzt beliebt — nach der Sonne auf geradestem Wege machen, so brauchte man zur Ankunft 350 Jahre. Die Partie von 20 Millionen Meilen ist also unmöglich, da die Passagiere selbst bei gutem Reisewetter wohl insgesammt schon auf dem ersten Viertelwegs sterben würden. Die Sonne ihrer Oberfläche nach ist 12,500 Mal größer als die Erde. Denkt man sich den Sonnenkörper als Hohlkugel, so hätte Erde und Mond darin so Raum, daß der Mond nicht nur in seiner gewöhnlichen Erdferne darin um den Erdball kreisen könnte, sondern zwischen ihm und dem nächsten Punkt auf der Oberfläche der Sonne eine Entfernung übrig bleibe, die nur $\frac{1}{8}$ kleiner wäre, als der Abstand des Mondes von der Erde selbst. Nach dem Vorgang des ältern Herschel erklärt man die Sonnenflecken also. Der Sonnenkörper ist eine dunkle Kugel, welche von einer leicht verschiebbaren leuchtenden Hülle, Photosphäre, umgeben ist, unter der sich zwischen ihr und dem Sonnenkörper noch eine zweite wolkenartige, an sich lichtlose Hülle befindet. Trennt sich nun auf noch unerklärte Weise hie und da die Lichthülle, so wird ein Theil des dunklen Sonnenkörpers bloßgelegt und es entsteht ein Sonnenfleck. Der Sonnenfleck mit einem helleren Halbschatten entsteht, wenn die Lichtschichte so zu sagen einen Riß bekommt und gleichzeitig das unter ihr befindliche planetarische wolkenähnliche Gebilde ebenfalls aber einen kleineren Riß erhält. Dann tritt in's Auge durch letztern der dunkle Sonnenkörper, soweit er bloßgelegt ist, und das durch den größern obern Lichtschichtenriß bloßgelegte und von der Lichthülle beleuchtete wolkenartige Gebilde. Der Sonnenkörper soll nach Bunsen und Kirchhoff an Bestandtheilen enthalten Eisen, Calcium, Magnesium, Natrium, Chrom, Nickel, Chlor, Barium, Kupfer, Zink ꝛc., dagegen sollen Gold, Silber, Blei, Queckfilber ꝛc. fehlen. Die Schwerkraft auf der Sonne ist 28 Mal größer, als auf der Erde, so daß ein freifallender Körper die Geschwindigkeit einer abgefeuerten Flinten- oder gar Kanonenkugel erreichen würde. Ein Körper, 4 Pfund bei uns wiegend, hätte auf der Sonne das Gewicht eines Centners. Des Menschen Beine wären zum Gehen auf der Sonne nicht zu gebrauchen, weil zu schwach.

*) Im Musikſaal hiesiger Universität hält jetzt C. v. Heugel eine Reihe derartiger, nach dem Programm zu urtheilen, interessanter Vorträge.

Vermischte Nachrichten.

Pfalz. (Zurechtweisung einer politisirenden Dame.) Eine ehemalige Wirthin zu Weinheim an der Bergstraße pflegte vor ihren Gästen beständig die Thaten der Regenten und Feldherrn zu tadeln. Da erhielt sie eines Tages ganz unerwartet folgendes Dekret: „Nachdem des Pfalzgrafen Churfürstliche Durchlaucht in gewisse Erfahrung kommen, daß des Wirt's Frau zum goldenen Bock in Weinheim unlängst sich gegen hohe Potentaten verlauten lassen, für Churpfalz hinfüro eine Anzahl Gänß halten zu wollen, damit man lieber mit Federn als im Feld Krieg führe: Als haben Ihro Churfürstliche Durchlaucht ihr Anerbieten in Gnaden angenommen, und ist Dero gnädigster Befehl, daß gedachte Wirtsfrau die Churpfälzische Kanzlei jährlich mit Schreibfedern genugsam versehen, solche alle Jahr, auf Martini das erstemahl, richtig liefern, auch, daß dieses allso geschehe, Kanzley-Director von Wollzogen darob halten solle. Heidelberg den 20. August 1669. Carl Ludwig. Zur Verwaltung, um sich darnach zu richten."

Ulm. Kürzlich kam hier ein in der Geschichte der Arzneikunde gewiß seltener Fall vor. Eine Nätherin, welche im August 1861 eine Nähnadel mit einem Stück schwarzer Seide zufälliger Weise verschluckte, bekam vor etwa zwei Tagen ein Rothlauf am linken Fuße. Beim Aufbruch desselben kam die vor drei Jahren verschluckte Nähnadel mit dem Seidenfaden zum Vorschein. Die Nadel hatte ihr während dieser langen Zeit niemals körperliche Schmerzen verursacht.

Wien. Der Kronprinz Rudolf erschien eines Dienstags Nachmittags, begleitet von seiner Aja und zwei Lakeien, im Volksgarten. Der Prinz hatte schon öfter den Wunsch geäußert, einmal ähnliche Arbeiten zu versuchen, wie sie bei der Demolirung behufs der Stadterweiterung stattfinden, und einer der Lakaien trug daher diesmal einen kleinen Schiebkarren, eine zierliche Spitzhaue und eine Schaufel an eine Stelle, wo sich etwas aufgelockerte Erde befand. Dort nahm der Kronprinz die Werkzeuge entgegen und begann mit der Spitzhaue die Erde aufzuhauen, lud dieselbe auf den kleinen Schiebkarren und führte ihn ungefähr 30 Schritte weit, um ihn dort auszuleeren, worauf diese Arbeit wiederholt und ungefähr durch eine halbe Stunde fortgesetzt wurde. Nach und nach hatte sich ein zahlreiches und elegantes Publikum in der Nähe des Kronprinzen versammelt, welches Se. kais. Hoheit jedes Mal, wenn er mit der vollen Truhe an den aufgestellten Reihen vorüberfuhr, freundlichst grüßte.

Mailand. Eine ganz unerwartete Nachricht, deren Inhalt für jeden Katholiken von Interesse ist, erfüllte um die Mitte des Monats Januar die katholischen Einwohner von Mailand mit großer Freude. Die seit langer Zeit vermißten Leiber des hl. Ambrosius und der hl. Martyrer Gervasius und Protasius wurden nämlich unter dem Hochaltare der alten, dem hl. Ambrosius geweihten und von ihm selbst gegen das Ende des vierten Jahrhunderts erbauten Kirche wieder aufgefunden. Um sie der Gefahr einer Profanation zu entziehen, hatte sie Erzbischof Engelbert im Jahre 835 an dieser Stelle verborgen, seitdem aber sich jede Tradition über ihren Aufbewahrungsort verloren. Erst der gegenwärtige Propst des Domkapitels in Mailand, der sich lebhaft mit der Frage darüber beschäftigte, wurde durch einige Andeutungen, die er gefunden, auf den Gedanken gebracht, daß sie hier sich befinden müssen. Um Gewißheit zu erlangen, ließ er Nachgrabungen veranstalten, welche am 11. Januar begannen. Schon am zweiten Tage fand man das leere Grab, in welchem einst der hl. Ambrosius die Reste der beiden hl. Martyrer hinterlegt, am dritten Tage stieß man auf das Grab, in welches er selbst von seinem unmittelbaren Nachfolger, dem hl. Simplician gelegt worden, das aber nur einige Münzen, unter anderen eine von dem Kaiser Theodosius enthielt. Endlich am 14. Januar entdeckte man einen großen und prächtigen Sarg aus egyptischem Porphyr unter der Altarmensa. Und in diesem fanden sich auf der Evangelienseite die ehrwürdigen Ueberreste des hl. Gervasius und des hl. Protasius, auf der Epistelseite aber der ganze Leib des hl. Ambrosius. Die Authenticität dieser Reliquien ist unbestritten, und bereits trifft man Vorbereitungen zu einer des großen Heiligen würdigen Festfeier in Mailand. Möge dieselbe für die in so mancher Beziehung unglückliche Stadt von den besten Folgen sein, und ihr der hl. Ambrosius die Ruhe wieder erflehen, welche sie schon seit so langer Zeit entbehrt.

** (Die sämmtlichen unterseeischen Telegraphenkabel,) welche gegenwärtig in Europa in Thätigkeit sind, würden, in eine gerade Linie an einander gelegt, eine Strecke von 5600 englischen Meilen ausmachen. Das Kleinste der Taue ist 4, das längste 1500 Meilen lang. Die Tiefe, in welche sie versenkt sind, variirt von 90 bis 9400 Fuß.

Familien-Nachrichten.

Verlobt. Frl. Clara Pietsch, Hr. Apotheker P. Rahner, Prausnitz.

Gestorben. Reg.-Schulrath Nepilly, Bromberg; Fr. Bertha Ehrenberg, Wittgendorf; Verw. Fr. Forstrendant Franziska Molitschky, Jauernig O./S.; Verw. Fr. Kfm. Mattern, Breslau; Kfm. W. Nemok, Breslau; Fr. Agnes Stempel, Greiffenberg; Kriegsveteran Gottl. Timmler, Gabitz; Lieut. a. D. B. v. Lüttov, Breslau.

Bestellungen auf das [100]

„Neue Schlesische Kirchenblatt"

werden fortwährend von allen kgl. Postämtern und Buchhandlungen angenommen und alle bereits erschienenen Nummern nachgeliefert. Preis pro Quartal 13½ Sgr.

Vom Verfasser der, bei Handel in Ober-Glogau zum Besten der kathol. Schullehrer-Wittwen und Waisen herausgegebenen: „Humoristische Pillen — ärschte Schachtl, ei schläf'scher Schproche (10 Sgr.) — Pf. Jüttner in Schönau O./S. — erscheint so eben und zwar in „zweiter" Auflage: „Feldzug kägen d'e Trichinen." Humoreske ei schläf'scher Schproche. Leobschütz bei R. Bauer. (2½ Sgr.) Beide Werkchen besorgt eine jede Buchhandlung. [101]

Eine Hypothek zu 500 Thlr.,

pupillarisch sicher, ist durch Cession zu verkaufen. Hierauf Reflektirende wollen ihre Adresse unter No. 120. G. H. in der Expedition d. Bl. niederlegen. [102]

J. Schorske's Sargmagazin, Neumarkt 12.

Breslauer Börse vom 4. April 1864.

Freiw.Staats-Anl.	4½	—	Posener Pfandbr.	3½	—	Schles.neueLit.B.	4	—	W. Weizen	Schfl 52—62—66 Sgr.
convert.v. 50 u. 52	4	95⅜ B.	do. do.	4	—	do. Lit. C. . .	4	100 1/12 B.	G. Weizen	" 52—57—59 "
Preuss. Anl. 1853	4	—	do. do. neue	4	94½ G.	do. Lit. B. . .	3½	—	Roggen	" 36—38—40 "
Preuss. Anl. 55. 56	4½	100 5/12 B.	Schles. Pfandbr.	3½	92 1/12 G.	Schles. Rentenbr.	4	98⅜ G.	Gerste	" 30—33—37 "
Preuss. Anl. v. 59	5	105¼ G.	do. Rustical	4	100¾ B.	Posen. Rentenbr.	4	95⅞ B.	Hafer	" 25—27—29 "
Präm.-Anl. 1855	3½	122⅝ G.	do. do.	3½	—	Oesterr. Nat.-Anl.	5	69 B.	Erbsen	" 38—42—47 "
Staats-Schuldsch.	3½	90¼ B.	Schles. neueLit. A.	4	100⅛ G.	Oesterr. Banknoten		85½ G.	Kartoffeln . .	Sack 26—36 "

Getreide-Preise vom 4. April.

Druck von Robert Nischkowsky in Breslau, Universitätsplatz 16.